

# In freier Stunde

## Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(27 Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Sie würde sterben! Und nun brach es doch aus ihm heraus, ein Laut, der wie der Schrei eines todtgewordenen Tieres klang.

Sie würde sterben, und alles, alles war vergebens gewesen! Die Qual, die Aufopferung langer Wochen! Die Gebete, die er gläubig und hoffend wie ein Kind in schlaflosen Nächten gestammelt! Sein Flehen, sein Fordern: „Gott, laß sie leben!“

Unter einem Busche warf er sich nieder und biß die Zähne in das dürre Gras in ohnmächtigem Aufbegehren gegen das Schicksal.

In dieser Stunde ward es ihm klar, daß er nicht um die Schwägerin, nicht um die Mutter seines kleinen Neffen zitterte, sondern um das Weib, das er liebte. Das erste und einzige in seinem Leben! Langsam und unbemerkt hatte sich seine Sympathie, seine brüderliche Zuneigung für die ernste, gütige, tapfere Frau in eine starke Mannesliebe verwandelt.

Wilhelm Heidbrink wußte nicht, wie lange er so gelegen. Er wagte nicht, nach Hause zu gehen aus Furcht, die Worte zu hören, die das allerletzte Hoffnungsfünkchen in ihm erlöchen machten.

Der Tag ging schon zur Neige, als er endlich heimkam. Angstvoll suchten seine Augen das Gesicht der alten Lene, die ja gleichzeitig mit ihm die Küche betrat. Da sah er einen verklärten Glücksschimmer in den alten, alten Augen. Sie streckte ihm beide Hände entgegen.

„Wilhelm,“ sagte sie bewegt, „es ist ein Wunder geschehen. Margret schläft fest und ruhig. Der Arzt gibt Hoffnung, daß sich nun alles zum Besten wendet.“

Wilhelm stand wortlos. Ein Wunder! Zu plötzlich, zu unerwartet kam der Wechsel vom tiefsten Leid zum größten Glück; er fand kein einziges armseliges Wort. Er wandte sich um und lief in sein Zimmer. Dort warf er sich auf das Bett, wühlte den Kopf in die Kissen und ließ den Tränen freien Lauf, die unaufhaltsam aus der Tiefe seiner erlösten Seele emporquollen.

Als Margret Heidbrink zum ersten Male mit vollem Bewußtsein erwachte, fiel draußen der erste Schnee. In wirbelndem Tanz glitten die Flocken an den Scheiben vorbei.

Eine ganze Weile blickte Margret mit suchendem, nach innen gerichtetem Blick zum Fenster. Dann wandte sie den Kopf langsam der Schwester zu, die nun näher kam.

„Ich bin wohl lange krank gewesen?“

„Ein hübsches Weibchen, Frau Heidbrink,“ sagte Schwester Marlene munter. „Aber nun sind wir glücklich über den Berg.“

„Welches Datum schreiben wir denn heute?“

„Den einundzwanzigsten November.“

„November?“ Ein grübelnder Ausdruck kam in ihre Augen. Aber sie war noch zu matt, zu schwach zum Nachdenken. Gehorsam trank sie das Glas Wein, das die Schwester ihr bot.

„Ich bin so müde,“ sagte sie dann und legte den Kopf wieder zur Seite.

Die Schwester zog ihr sorgsam die Decke etwas höher und ging dann hinaus, um Wilhelm und der alten Lene die frohe Botschaft zu bringen, daß die Kranke bei klarem Bewußtsein sei und die ersten Worte gesprochen habe.

Beide waren froh erregt darüber, aber dann kam doch wieder die Besorgnis zum Durchbruch. Margret würde nach Hanns fragen, und dann mußte sie erfahren, was inzwischen geschehen war. Wie würde sie es aufnehmen? Wenn dann wieder eine Verschlimmerung eintrat?

„Wir müssen da sehr vorsichtig verfahren, um große Aufregung zu vermeiden,“ sagte Schwester Marlene. „Sie darf die Wahrheit nur nach und nach erfahren. Ich hoffe bestimmt, sie wird auch das überwinden. Sie ist ja von echter, zäher Niederachsenart.“

Als die Schwester am nächsten Vormittag nach kurzer Abwesenheit das Krankenzimmer wieder betrat, lag Margret mit offenen Augen.

Die Schwester trat mit freundlichem Gruße näher und erkundigte sich nach ihrem Befinden.

„Ich bin nur müde,“ sagte Margret, und dann kam nach kurzem Zögern: „Mein Mann ist wohl nicht daheim?“

„Leider nicht,“ antwortete Schwester Marlene rasch. „Aber Ihr Junge ist da, und wenn Sie ganz brav sein wollen und sich nicht aufregen, dürfen Sie ihn für einen Augenblick sehen.“

„Ach ja, bitte!“ In Margrets große Augen kam ein heller Glanz.

„Schön, dann will ich Mutter Lene Bescheid sagen, daß sie der kleinen Goldkopf einmal hereinbringt. Aber nicht aufregen!“

Die Schwester ging hinaus und kam wenige Augenblicke später zurück, gefolgt von der alten Lene, die den Kleinen auf dem Arme trug. Die heißen Tränen ließen der guten, alten Seele über die



runzeligen Wangen. Der Kleine aber strebte jauchzend mit beiden Armen zum Bette.

Ein schwaches Lächeln flog über die abgezehrten Züge der Kranken. Sie versuchte die Hand zu heben. „Gerd! Mein Junge!“ und dann: „Lene! Ach, Lene!“

„Wir freuen uns so, daß es dir besser geht. Du mußt nun bald ganz gesund werden,“ stammelte Lene. Sie hatte Mühe, das Kind zu halten.

Die Schwester erklärte, daß der erste Besuch beendet werden müsse. Man dürfe nichts übertreiben.

„Ich hoffe, dieser Anblick hat Ihnen Appetit auf ein tüchtiges Frühstück gemacht,“ sagte sie lächelnd, als sich die Tür wieder hinter beiden geschlossen.

Sie hatte auf einer Platte allerhand erlesene Kleinigkeiten zurechtgemacht, und Margret kostete auch wirklich davon. Dann aber legte sie den Kopf matt zur Seite. Die Anstrengung dieser Viertelstunde hatte sie schon so mitgenommen, daß sie gleich wieder einschlief.

Von nun an sah Margret ihr Kind täglich für wenige Minuten — auch ihr Vater kam auf einen Augenblick zu ihr herein — aber nach ihrem Manne fragte sie nicht wieder. Die Schwester wunderte sich sehr darüber.

„Vielleicht kränkte es sie, daß ihr Gatte nicht von selbst nach ihr verlangt,“ meinte sie.

Wilhelm und die alte Lene — und auch Dietrich Meinhart, der als Erzieher ins Vertrauen gezogen worden war — wußten es besser. Mit den langsam wiederkehrenden Kräften regten sich auch ihre Gedanken. Die Erinnerung war in ihr lebendig geworden. Die Furcht, das Grauen vor ihrem Manne hielt sie ab ihn zu sich zu rufen.

Sie lag jetzt oft mit einem grübelnden Ausdruck in den Augen. Es war wirklich so: Sie quälte sich mit den Schatten der Vergangenheit! Langsam, wenn auch unklar und verschwommen, kam ihr das Erinnern an jenen furchtbaren Abend. Was war damals weiter geschehen? Wo war Hanns, daß er selbst jetzt nicht den Weg zu ihr fand? Sie fühlte dumpf, daß man ihr hier etwas verheimlichte. Aber was?

Daß ihr zweites Kindchen zu früh und lebensunfähig zur Welt gekommen und sie nachher sehr krank gewesen sei, hatte die Schwester ihr in ihrer feinen, gütigen Art gesagt, aber diese Nachricht hatte sie nicht sonderlich erschüttert. Sie hatte sie mit einer gewissen dumpfen Gleichgültigkeit aufgenommen.

Einmal, als sie gerade mit dem Mittagessen fertig war und die Schwester das Tablett hinaustragen wollte, fragte sie plötzlich:

„Sagen Sie, Schwester, ist mein Schwager noch auf dem Hofe?“

Schwester Marlene verbarq geschickt ihre Verwunderung darüber, daß Margret nach dem Schwager fragte und nicht nach dem Gatten. Es war ihr ja auch nicht verborgen geblieben, daß die junge Frau in ihrer Ehe sehr unter dessen Leichtsinne gelitten hatte. Die Fieberphantasien hatten ihr manches verraten; sie ahnte auch, daß eine schwere seelische Erschütterung die Ursache von Margrets Krankheit war. Aber sie zeigte ihre Gedanken nicht und sagte nur freundlich:

„Aber gewiß doch, Frau Heidbrink. Wollen Sie, daß er Ihnen einmal „Guten Tag“ sagt? Er wird sich sehr freuen.“

Ein kurzes Zögern, dann bat Margret: „Ja, schicken Sie ihn zu mir.“

„Unsere Patientin verlangt Sie zu sehen, Herr Heidbrink,“ sagte Schwester Marlene in der Küche zu Wilhelm. „Ich fürchte, sie wird manches von Ihnen wissen wollen. Sagen Sie ihr ruhig, wenn auch möglichst schonend, die Wahrheit. Sie ist nach meiner An-

sicht nicht schlimmer als die Ungewißheit, mit der sie sich quält.“

Wilhelm Heidbrink atmete schwer.

„Und wenn es ihr schadet?“

„Ich glaube die Verantwortung übernehmen zu können!“

Da ging er.

Sein Herzschlag setzte aus, als er das Krankenzimmer betrat. Da lag sie, um die er gelitten und gebangt, von der Helle des klaren Wintertages umflossen. Bleich, abgezehrt, erschreckend mager! Das lange Blondhaar war schon längst der Schere zum Opfer gefallen; in kurzen, weichen Locken umgab es das spitze, weiße Gesicht. Nur die großen, grauen Augen lebten und waren voll und in banger Frage auf den Eintretenden gerichtet.

Mit wenigen Schritten war er bei ihr, streckte ihr die Hand hin und stammelte ein paar wirre Sätze von großer Freude und baldiger völliger Genesung.

Margret glaubte ihm diese Freude; sie las sie ja nur zu deutlich von seinem Gesicht. Sie hatte auch großes Vertrauen zu ihm, aber die Frage, die an ihn zu richten sie fest entschlossen war, die Frage nach ihrem Mann, wollte doch nicht so rasch über ihre Lippen. Aber Gewißheit wollte sie haben. Was war mit Hanns? Weshalb sah sie ihn nicht? Hielt er ihn wirklich nur Scham und Reue von ihrem Bette fern? Vielleicht wußte Wilhelm von den Vorgängen an jenem Abend? Wer hatte sie damals ins Haus geschafft? Frage über Frage!

„Ja, nun bin ich bald wieder oben auf,“ sagte sie mit einem schwachen Lächeln.

„Gott sei Dank!“ Wilhelm atmete tief auf. „Es war auch eine schlimme Zeit. Wir haben alle so um dich gebangt.“

„Alle?“ fragte Margret bitter. „Hanns wohl nicht so sehr, sonst wäre er doch schon einmal zu mir gekommen.“

Wilhelm zuckte unwillkürlich zusammen. Da war sie schon, die kritische Frage. Was sollte er nun antworten? Ihr wirklich die Wahrheit sagen.

„Du tust Hanns unrecht, Margret,“ sagte er zögernd, ihrem Blick ausweichend. „Hanns kann nicht zu dir kommen —“

Er stockte.

Sie blickte ihn forschend, durchdringend an.

„Warum kann er nicht kommen? Was ist mit ihm? Ist er krank?“

Wilhelm blickte gequält geradeaus. Er überlegte, ob er ihre Frage bejahen sollte, um dadurch noch einen kleinen Ausschub zu erreichen.

Margret sah seine Verlegenheit, seine Pein. In plötzlichem Verstehen wurden ihre Augen schreckhaft groß und weit. Ihr Kopf hob sich jäh aus den Kissen.

„Er ist tot!“ Die schwache Stimme zerbrach. Wilhelm nahm ihre Hände.

„Margret, sei stark! Vielleicht ist es am besten so!“

Schwer fiel ihr Kopf zurück. Die Lider sanken über ihre Augen.

Erschrocken beugte Wilhelm sich über sie. Aber da öffnete sie die Augen schon wieder.

„Hat er — sich selbst —“

„Nein, ein Höherer hat seine Hand im Spiele gehabt. Er ließ ihn auf dem Steg über den Finkenbach straucheln und ins Wasser stützen. Dabei ist er mit dem Kopf auf einen Brückenposten aufgeschlagen und in der Bewußtlosigkeit ertrunken.“

Totenstille herrschte nach diesen Worten. Nur die schweren Atemzüge der Kranken waren hörbar. Endlich fragte Margret mit sichtlicher Anstrengung:

„Wann war das?“

„Am dem Abend, als du krank wurdest.“



Wieder war eine Weile Stille, bevor die letzte Frage kam.

„Und wer — hat mich — ins Haus geschafft?“

„Ich, Margret, mit Lenes Hilfe. Ich — ich hatte Geräusche gehört. Da stand ich auf und fand dich ohnmächtig. Niemand sonst weiß darum. Und nun sollst du nicht mehr der Vergangenheit nachgrübeln, weil es dich zu sehr aufregt. Du mußt leben und gesund werden — für dein Kind.“ Besorrt sah Wilhelm in ihr Gesicht, das eine bläuliche Blässe zeigte. „Margret!“

Da schlug sie die Augen auf.

„Es ist gut, Wilhelm,“ sagte sie matt, kaum verständlich! „Ich danke dir. Und nun möchte ich allein sein — den ganzen Tag — niemand sehen. Willst du dafür sorgen?“

„Wenn du mir verspricht, ganz ruhig zu sein, und

diesen letzten Schicksalsschlag so sanfter zu tragen wie alles andere bisher.“

Sie neigte schwach den Kopf. Da sah er, daß sie am Ende ihrer Kraft war und ging still hinaus.

Fast schien es, als sollte Margret durch diese schwere Aufregung zurückgeschleudert werden auf dem kaum begonnenen Wege zur Genesung. Sie lag den ganzen Nachmittag regungslos, mit geschlossenen Augen, und am Abend hatte sie wieder Fieber. Die besorgte Schwester ließ sofort den Arzt holen, aber dieser beruhigte sie und die anderen. Der Körper sei so schweren seelischen Erschütterungen noch nicht gewachsen. Aber er hoffe bestimmt damit, daß dieser kleine Rückfall bald überwunden sei. Und wirklich, am nächsten Morgen war die Temperatur wieder normal.

(Schluß folgt)

## Wiederkehr zu Allerseelen

Eine Allerseelengeschichte von Hans Bohmhardt

Weit vor den Toren der großen Industriestadt lagen seit langen Zeiten zwei Friedhöfe dicht nebeneinander. Der eine diente zum Begräbnis der evangelischen, der zweite barg die Toten der anderen großen christlichen Kirche. Die Besucher der Friedhöfe kannten sich allmählich, und es entwickelte sich, wie so oft, aus flüchtigem Immerwiedersehen manch herzliche Freundschaft, die sich besonders an den beiden großen Totengedenktagen, dem Totensonntag und dem Allerseelentag, kund tat.

Die alte Mutter Thiemann pflegte das Grab ihres vor vielen Jahren an den Folgen eines Betriebsunfalls verstorbenen Mannes, der als tüchtiger Vorarbeiter in dem großen Eisenwerk, das ihn jahrzehntelang beschäftigt, von allen seinen Mitarbeitern hoch geschätzt und verehrt worden war, mit ganz besonderer Sorgfalt. Er lag gerade in einer Reihe, die hart an die Mauer zum katholischen Friedhof prangte, und sah dort oft Otto Martner, einen langjährigen Arbeitsgenossen ihres Mannes, der zwei Gräber betreute, das seiner vor kurzem ganz plötzlich verstorbenen Frau und ein anderes, in dem die Gebeine seines einzigen Sohnes lagen, die er unter Darben und Entbehrungen aus fremder Erde ins deutsche Heimatland hatte überführen lassen.

Die Friedhofsmauer war nicht allzu hoch, und, da die Gräber auch räumlich nicht weit auseinander lagen, sah jedesmal Mutter Thiemann, wenn Otto Martner auf dem Friedhof war, und umgekehrt war es ebenso der Fall.

Manch freundlicher Gruß und manch liebes Wort der Erinnerung tauschten die beiden aus, denn Mutter Thiemann hatte den flotten Werner, der für Deutschlands Ehre an der Westfront sein junges Leben ließ, auch gekannt.

Vater Martner wußte aber auch von dem stillen Gram und Herzeleid der alten Frau Thiemann. Nicht genug, daß sie ihren Mann verloren hatte, ihr fehlte auch die einzige Tochter, das blonde Dörchen, das, als sie vom Heldentod ihres ihr heimlich verlobten Werner Martner gehört hatte, plötzlich aus der Stadt verschwand und verschollen blieb trotz aller Bemühungen, sie ausfindig zu machen, jahrzehntelang.

Endlich — der große Krieg war schon mehr als zehn Jahre beendet — hatte Mutter Thiemann eine Nachricht bekommen. Die Verwaltung eines großen Krankenhauses in Buenos Aires hatte mitgeteilt, daß eine Schwerkrante im Fieberwahn von ihrer Mutter gesprochen, Ort und Namen der Straße genannt habe und — wohl bald sterben würde, wenn nicht ein Wunder geschehe.

Das Wunder war geschehen. Mutter Thiemann, die natürlich den Brief sofort beantwortet hatte, bekam nach Monaten neue Nachricht, die Kranke sei geheilt entlassen, aber — hätte ihren neuen Aufenthaltsort nicht angegeben.

Warum nicht? Frau Thiemann wartete Tag für Tag, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr auf irgendein Lebenszeichen von ihrem Dörchen, es kam nicht. —

Und Otto Martner, der kannte den Gram der Alten und konnte ihn begreifen. Er und seine Gattin hatten vor vielen, vielen Jahren, als sie sahen, daß ihr Werner das einzige Kind blieb, ihm einen Spielgefährten in Gestalt eines Pflege Sohnes gegeben, der als Gleichaltriger ihres Werners mit hinausgezogen war in den großen Krieg und — verschollen blieb.

Zwischen Werner Martner und Hans Horsten bestand innige Freundschaft, und auch das blonde Dörchen hatte Hans Horsten gern gehabt, obwohl sie ihren Werner über alles liebte. Wie oft war das Wort gefallen: „Ach, weißt du, Werner, wenn ich dich nicht hätte, würde ich das Hänschen lieb haben.“

Ja, nun war alles vorbei! Aber die Friedhofsbesuche Mariechen Thiemanns („Mariechen“ nannten alle Bekannten die trotz allen Kummers nicht verzweifelte Alte) und Otto Martners waren die einzige Erinnerung an längst vergangene Zeiten.

Und wieder war ein Allerseelentag angebrochen. Und wieder ließ Mutter Thiemann es sich nicht nehmen, an diesem Tage den alten Martner auf seinem Friedhof zu besuchen. Sie hatte auch, obwohl andersgläubig, ihre helle Freude an dem schönen Blumenschmuck der Gräber, an dem Lichterglanz der auf den Hügeln bei nahender Dämmerung gespensterhaft brennenden Kerzen und betrachtete mit ehrwürdiger Scheu das am Allerseelen übliche Besprengen der Gräber mit geweihtem Wasser.

Diesmal kam sie gerade dazu, als Vater Martner mit zitternder Hand die Lichter anzündete, die er auf seine beiden Gräber verteilt hatte. Sie nahte langsam und sah noch, wie Otto Martner aus dem Fläschchen Weihwasser, das er seiner Rodtasche entnahm, unter frommem Gebet die Gräber seiner Lieben nähte, da schrie sie, nur noch wenige Schritte von ihrem Leidensgefährten entfernt, auf und wankte.

Sie hatte einen Blick auf den Nachbarfriedhof getan und wollte mit ihm das Grab ihres seligen Mannes begrüßen. Was sah sie? Am Grabe standen zwei Menschen, wildfremd, nein, nicht fremd, ihr Dörchen am Arm eines ernstblickenden Mannes: ein erster Gedanke, es konnte nur Hans Horsten sein. Mariechen Thiemann hatte ihr Dörchen auf den ersten Blick erkannt: das goldene blonde Haar, die großen blauen deutschen Augen, die Treue verraten. Die Ueberraschung war zu groß, die Freude zu gewaltig, sie sank zwischen den Gräbern zu Boden, und ihr Aufschrei machte die beiden im Nebenfriedhof aufmerksam.

Als Mutter Thiemann aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie wirklich ihr Dörchen und Otto Martners Pflege Sohn vor sich und hörte, daß aus Dörchen Thiemann vor wenigen Wochen Dörchen Horsten geworden war.

Aus der Ueberraschung, die der alte Martner, vorbereitet durch den Todeschreck der Frau Thiemann, mit innerer Bewegtheit entgegengenommen hatte, wurde schnell helle Freude, und die Lichter auf den beiden Gräbern, sie leuchteten mit seltener Helligkeit in die immer schneller einsetzende Dunkelheit hinein.

Auf dem Friedhof war nicht Zeit, viel über die Irrfahrten der beiden Menschenkinder zu erfahren, die sich auf so wundervolle Weise wiedergefunden hatten. Vier glückliche Menschen traten den Heimweg zu Mutter Thiemanns Wohnung an, und dann ging das Erzählen los.

Allerseelen war längst zu Ende, da sah man noch am großen, runden Tisch in Mutter Mariechens Wohnung, den seit langen, langen Jahren wieder ihr Dörchen gedeckt hatte.

Hans war wirklich in Gefangenschaft geraten, aber dem Lager entflohen und Schiffsarbeiter geworden. Er kam über den großen Teich und arbeitete dort, da er das Nachkriegsdeutschland nicht lieben konnte und wollte, an einer Werk, wo er viel verdiente. Eines Tages schlenderte er durch die Straßen der Hafenstadt und begegnete einer blonden Frau in Schwärzentracht, deren Gesichtszüge ihm sofort bekannt erschienen. Er stellte sich bescheiden vor und — fand sich Dörchen Thiemann gegenüber, die aus Schmerz über den Verlust ihres Verlobten ihre Heimat und ihr Elternhaus verlassen hatte und sich außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes dem Dienst am Auslandsdeutschtum widmete.



Als die beiden Jugendgefährten sich wiedergefunden hatten, erneuerten sie ihren Freundschaftsbund aus der Heimat. Sie arbeiteten fleißig zusammen, bis sie sich ihren Lieblingswunsch erfüllen und in die neugewordene Heimat zurückkehren konnten.

Das Schicksal hatte wieder einmal Menschen zusammengeführt, deren Lebenswege für immer getrennt erschienen. Aber die allmächtige Vorsehung, die auch zwischen Totensonntag und Allerseelen keinen Unterschied macht, sie griff ein und band sie zu einem Aehrenstrauß treuer deutscher Gemeinschaft,

die vier Seelen der Helden unserer kleinen Geschichte. Das Wiedersehen auf dem Friedhof am Allerseelentag vereinigte aller Seelen aufs neue, die des alten Otto Markner und die Merichen Thiemanns, die von Hans Horsten und die seines Dorchens.

Am Totensonntag, der dem Allerseelen folgte, versprachen sich auch die beiden Allen gegenseitig, sich zu vereinen in der Ehe, um den Lebensabend gemeinsam zu beschließen.

Allerseelen: aller Seelen!

## Der geheime Autofahrgast

Von Karl Lütge

Ein spitzbärtiger Herr, der wie ein Franzose aussah, stand in der Tür des schmalen Hauses neben der Garageneinfahrt.

„Möchte über die Grenze eine Fahrt tun,“ rief er.

„Henri Moorland,“ stellte er sich dann vor.

„Bitte, kommen Sie ins Büro!“

Das Büro lag neben der Garage. Die beiden Männer gingen um das schmale Haus herum. Im trippelnden Gang fragte der Autobesitzer halblaut und sonderbar dringend:

„Paß ist wohl in Ordnung?“

Henri Moorland zögerte. Dann zeigte er seinen „Nansenpaß“, das Papier der Staatenlosen.

„Hm,“ machte der Autobesitzer. Er trat ans Fenster des Büros.

Ein schwerer Reisewagen stand vor der Garage. Vom Fenster des Büros deutete der Besitzer des Autobetriebes auf das hohe, gewölbte Dach des Sechszigers:

„Dort oben, zwischen dem Dach, können Sie mitreisen, Mr. Moorland! Ich denke, es ist so, wie Sie es wünschen — sicher vor Entdeckungen, immerhin auf eigenes Risiko. Kostenpunkt 150.— Mark! Sie sind wohl einverstanden?“

„Ja, Einverstanden. — Wer fährt im Wagen selbst?“

„Zwei Italiener.“

„Allriah!“

Herr Blondel gab dem geheimen Autofahrgast nach der Bezahlung den Rat, bäuchlings die Reise zu unternehmen, da sich dann für ihn die beste Atemmöglichkeit und die Gewähr für größere Ausdauer biete. Er ließ dann den Wagen in die halbdunkle Garage zurückfahren, beorderte den dicken, schwitzenden Chauffeur hinaus und gab währenddessen Henri Moorland Zeit zur Verfrachtung als Dachlast in den geschickt ausgesparten Hohlraum des Daches.

Auf dem Hof stiegen die beiden Italiener zu. Sie hatten das Auto zur Fahrt über die Grenze und zurück gemietet. Henri Moorland hörte sie deutlich miteinander sprechen. Sie redeten, offenbar am Herrn Blondel irreführen, deutlich miteinander.

Von der „Dachlast“ wußten sie nach ehrenwörtlicher Bezeugung des Herrn Blondel nichts.

Der Wagen fuhr in hoher Geschwindigkeit über die zur Grenze in kurzen Satz spritzende Landstraße. Der Geschwindigkeitsmesser würde über 70 und 80 hin- und herpendeln, rechnete Henri Moorland in seiner unbequemen Lage.

Wenn jetzt die Steuerung versagte oder wenn jetzt dem dicken Chauffeur etwas passierte, dann war er in seiner eingezwängten Lage am schlechtesten daran!

Erika würde es in den Zeitungen lesen: ein Staatenloser zerquetscht, beim Versuch, sich in ausgeklügeltem Autoversteck über die Grenze zu schmuggeln, und ahnte nicht, wie dieser Staatenlose in Wahrheit hieß —

Henri Moorland schob gereizt die Last unnützer Gedanken beiseite.

Der Wagen lärmt. Was die beiden Wageninsassen miteinander sprachen, war nur schwer zu verstehen.

Verteufelt unbequem die Lage, wenn man still liegen mußte, um sich nicht zu verraten.

Ein kurzer Halt des Wagens.

Die deutsche Grenzkontrolle —?

Ja. Es ging auffallend schnell. Dann sprang der Wagen in hurtigem Satz weiter.

Lachen drang an das Ohr des blinden Autopassagiers. Asphaltstraßen dämpften jetzt den Lärm des schnellen Wagens, die beiden Wageninsassen sprachen laut miteinander, so daß jedes Wort zu verstehen war.

„Toller Burische, dieser Blondel, Spezialist im Großschmuggel von Menschen. Weiße, daß hier im Wagen mindestens einer verborgen ist, ein Staatenloser oder irgendeiner, der was rüberbringen will.“

„Solche Burischen gibt es an vielen Grenzen; ist das beste Geschäft heute. Jeder hat 100 oder 200 Mark zu zahlen, und es gibt so gut wie kein Risiko!“

„Wie kann denn der ehrenwerte Blondel wissen, daß sich einer eingeschlichen hat in seinen Wagen —? Das Dach ist ganz zufällig so, daß einer Paß hat —“

„Für uns eine kolossale Beruhigung, daß hier einer versteckt ist —“

Holperpflaster und Lärm.

Weiter war nun kein Wort mehr zu verstehen.

Henri Moorland schmerzten alle Glieder.

Schade, von sich haben die beiden Burischen, die Italiener sind und deutsch miteinander reden, nicht gesprochen . . .

Der jähe Ausschrei der Bremsen des Wagens drang messerscharf bis ins Gedärm des flach auf dem Bauch im engen Versteck liegenden geheimen Fahrgastes.

Stimmengewirr.

Offenbar die holländische Grenze? Richtig, sie lag fast zwei Kilometer drüben, jenseits des Sumpfstiches.

Eine Befehlsstimme, brutal und gehässig:

„Heda, kommen Sie nur herunter!“

Henri Moorland rührte sich nicht. Dunkel umgab ihn. Es war ihm wie einem Kind, das die Augen zuzieht, nun nicht gesehen zu werden.

Als er die Augen bei einem Stoß öffnete, war Helle um ihn.

Moorland stieg aus seinem Versteck herab.

Grinsend standen die beiden angeblichen Italiener und der dicke schwitzende Chauffeur neben den drei holländischen Zollbeamten.

„Herzlich hatten sie ihn verraten.“

„Was verschafft uns die Ehre?“ fragte höhrend einer der holländischen Beamten.

Moorland antwortete kalt auf Englisch:

„Berühmte Aufgabe. Ich bin hinter zwei Gentlemen her, — ein feines Paar. Sie sehen Sie hier —“

Offenbar verstanden die beiden Autoinsassen und der Chauffeur nicht englisch. Sie blieben gelassen und sicher.

Der leitende holländische Beamte dagegen wandte seine Aufmerksamkeit augenblicklich den beiden Fahrgästen des Autos zu, die offenbar die Absicht gehabt hatten, von sich auf den geschmuggelten Fahrgast abzulenken.

Das Zollhaus lag in gläsernem Mittaglicht, in einem von einem zierlich kleinen Bach durchbünderten Wiesental.

Die beiden Italiener verschwanden mit den Beamten im Zollgebäude.

Henri Moorland stand wartend, mit schmal aufeinandergepreßten Lippen, vor dem typischen niederen, fahlen Zollhaus. Er sah, wie das Auto genau durchsucht wurde, hörte erregten Wortwechsel aus dem Zollhaus. Die drei Autoinsassen kamen nicht mehr zum Vorschein.

Moorland erhielt das „gelbe Papier“, das er bei dieser Fahrt zu benutzen für ratsam gehalten hatte, nach einigem Zögern zurück.

„Wollen Sie noch nach Holland hinein?“

„Ja, für kurze Zeit —“

„Sie dürfen reisen — ausnahmsweise!“ sagte der junge Beamte wohlwollend. „Bei einem wirklich guten Fang haben Sie da mitgeholfen. Uebrigens bleibt das Auto hier. Reisen Sie mit der Bahn weiter. Bis zur Station sind es fünfzehn Minuten von hier zu gehen. Wollen Sie das?“

Henri Moorland nickte.

In den Zeitungen las er am Abend in Utrecht, daß man zwei der raffiniertesten Devisenschmuggler, die überdies lange steckbrieflich gesuchte internationale Verbrecher waren, an der Grenze gegen Deutschland „durch Zufall“ gefaßt habe.

Daß das Autounternehmen von A. R. Blondel von den deutschen Behörden geschlossen wurde, veranlaßte Moorland (der eigentlich Baumert hieß, Kriminalinspektor Eduard Baumert) bei seiner Rückkehr nach Deutschland selbst und ging dann weiter an die Arbeit — Devisenschieber und ihre Helfershelfer aufzuspüren. — —